



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

Rede
der Bundesministerin für Bildung und Forschung,
Prof. Dr. Annette Schavan, MdB,

anlässlich
der Eröffnung der
32. Jahrestagung der DGKJP

am 2. März 2011
in Essen

Es gilt das gesprochene Wort!

Anrede

Am Beginn des 20. Jahrhunderts wurde davon gesprochen, dass dieses Jahrhundert das Jahrhundert des Kindes werden solle. Es war ein großer Wunsch, es war eine Sehnsucht. Und es gibt wunderbare Schriften aus den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts, in denen genau das zum Ausdruck kommt. Flammende Plädoyers wurden gehalten. Der Pädagoge Wilhelm Flitner schrieb sinngemäß: Jetzt, da die Gesellschaft spürt, wie viel sich verändert, jetzt, da die Erwachsenen den Eindruck haben, sie gehen einen Weg ins Unbekannte, müssen wir auf die Kinder setzen. Wir werden die Veränderung bewältigen – mit den Kindern.

Was kam, war ein Jahrhundert, in dem sich Kindheit enorm veränderte. Die Geschichte der Veränderung war in der ersten Hälfte geprägt von den vielen existenziellen Nöten: von Hunger, Gewalt, Flucht, Vertreibung. Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts war gekennzeichnet durch Wirtschaftswunder, Technikwunder, tiefgreifende Veränderungen der Sozialbeziehungen, ökonomischen Wohlstand, enormen Chancen und neue Risiken.

Diese zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts war auch die Zeit des Zerfalls von Autorität und Selbstverständlichkeiten. Da wurde vieles diffus. Auch positive Entwicklungen bargen plötzlich neue Risiken. Eindeutigkeit und Selbstverständlichkeit wichen den enormen Erwartung an die eigene Verantwortung, an das Selbstbewusstsein, die Selbstkompetenz. Es wurde Abschied genommen von Paternalismus und der Bestimmtheit durch Institutionen. An deren Stelle traten Selbstregulierungskräfte, die Kräfte von Selbstkompetenz und Selbstbewusstsein. Pflichtwerte wurden durch Selbstverwirklichungswerte ersetzt.

I.

Überforderung, Selbstzweifel, Orientierungslosigkeit nehmen zu. Mit solchen nicht bewältigten Risiken hat immer mehr auch Schule zu tun. Dieser Kongress greift dieses Thema auf, das ja letztlich in die Frage mündet: Wie können die Verbindungen aussehen zwischen dem Wissen und der Erfahrungen der Schule und dem Wissen und der Erfahrungen aus der Psychosomatik, aus der Psychiatrie, aus der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen? Die Grundaufgabe liegt in der stärkeren Verbindung von Bildungssystem und Wissenschaftssystem auf der einen Seite und der Erfahrung aus den Arzt-Praxen. Damit einher geht zum Beispiel eine weiterentwickelte Wahrnehmung der Rolle von Pädagogen in unseren Bildungseinrichtungen.

Lehrkräfte sind Experten für Unterricht, für Lehren und Lernen. Sie sind aber eben auch die privilegierten Ansprechpartner der Kinder. Es reicht daher nicht mehr, wenn wir die Konzepte zur Lehrerbildung ausrichten am „Experten für Unterricht“. Wir müssen unseren Ansatz bei der Entwicklung der Lehrerbildung um diesen anderen Teil, nämlich die Rolle als privilegierte Ansprechpartner der Kinder und Jugendlichen, erweitern.

Wir müssen die Frage nach den Berufswissenschaften neu beantworten. Früher gab es einen bestimmten Kanon, zu dem gehörte etwa die Entwicklungspsychologie. Das Wissen der Medizin, etwa der Hirnforschung, wurde dagegen nicht vermittelt. In der Regel ist das bis heute so geblieben. Das wäre die erste wichtige Veränderung, die wir einleiten sollten, wenn jetzt über die Weiterentwicklung der Lehrerbildungskonzepte und die Weiterbildung von Lehrerinnen und Lehrern nachgedacht wird.

Die zweite Frage, die direkt damit zu tun hat: Welche Kompetenzen sollen an den Schulen vertreten sein? Ich erinnere an die erste PISA-Studie: Sie hat uns die Augen geöffnet für Skandinavien, wo das Schulkollegium seit langem vielfältig zusammengesetzt ist und nicht von vorneherein nur auf die Lehrer gesetzt wird. In den nächsten 15 Jahren werden wir einen erheblichen Rückgang der Schülerzahlen in Deutschland erleben. Jede Landesregierung sagt, sie wolle versuchen, möglichst viel demographische Rendite im System zu halten. Das ist eine gute Chance für eine Reform und zusätzliche Kompetenzen an den Schulen.

Und der dritte Gesichtspunkt: Wie erreichen wir die Einbindung von Eltern? Gemeinsam mit dem Präsidenten der Kultusministerkonferenz habe ich in Berlin eine Studie mit den neuen Zahlen zum Thema „Funktionale Analphabeten in Deutschland“ vorgestellt. Die Zahlen sind vergleichbar mit Frankreich, England und vielen westeuropäischen Ländern. Die Studie geht für Deutschland von 7,5 Millionen funktionalen Analphabeten aus. Das ist ein Anteil an der erwerbstätigen Bevölkerung von 14 Prozent. Diese Menschen sind alle zur Schule gegangen. Darunter ist ein nicht unerheblicher Anteil mit einem höheren Bildungsabschluss. Der größte Teil ist auch selbstverständlich im Beruf. Und natürlich sind darunter auch ganz viele unsichere Eltern. Sie scheitern nicht erst, wenn es um komplizierte Mathematikaufgaben geht. Das geht schon sehr viel früher los. Mit allem, was damit an Unsicherheit verbunden ist – auch an Unsicherheit gegenüber den eigenen Kindern.

Neben den klassischen Translationsprozessen zwischen Labor, Hochschule und Praxis müssen wir immer stärker auch über systemische Zusammenhänge nachdenken. Ich möchte Sie herzlich bitten: Helfen Sie uns, in der Wissenschafts- und Bildungspolitik solche Verbindungen besser herzustellen.

Wir stehen am Beginn eines Jahrzehnts, an dessen Ende 30 Prozent weniger Schüler und Kinder in Deutschland stehen. Die nächsten Jahre dürfen wir deshalb nicht ungenutzt

verstreichen lassen. Wir müssen sie für qualitative Verbesserungen nutzen. Da geht es nicht um mehr Lehrerstellen, sondern um ein Kompetenznetz, an dem eine Schule knüpft; da geht es um Möglichkeiten und Wege, auch die Eltern besser einzubeziehen.

II.

In Zukunft müssen wir auch psychische Störungen bei Kindern und Jugendlichen offensiver angehen. Da muss viel an Einstellung verändert werden. Und vor allem stellt sich auch die Frage der Prävention. Im Rahmenprogramm „Gesundheitsforschung“, das wir für die nächsten acht Jahre aufgestellt haben, erhält die Präventionsforschung einen ganz anderen Stellenwert als in der Vergangenheit. Früher haben sich Mediziner oft skeptisch zu diesem Thema geäußert. Heute sind wir der Meinung, dass wir Präventionsstrategien brauchen.

In diesem Zusammenhang kann man auch fragen: Wenn jetzt sechs neue Deutsche Zentren für Gesundheitsforschung entstehen, warum nicht auch ein Deutsches Gesundheitsforschungszentrum für psychische Erkrankungen? Dieser Bereich wird in die sechs Zentren über Instrumente wie Kompetenznetze einbezogen. Und wir sind ja auch nicht zuletzt durch das Gespräch, das am Runden Tisch zum Sexuellen Missbrauch eingerichtet worden ist, mit einigen Fragestellungen schon im Thema.

Wir haben jetzt ein Forschungsnetzwerk zu den Fragen von Missbrauch, Vernachlässigung und Gewalt. Sie können davon ausgehen, dass wir mit medizinischen Fachleuten und mit den Ländern am Runden Tisch im Gespräch sind – sowohl was die bildungspolitische Seite als auch die sozialpolitische Seite angeht. Wir werden diese schwierige Situation auch nutzen, um mit Ihnen gemeinsam nach konzeptioneller Arbeit und finanzieller Investition eine gute Antwort auf bessere Präventionsstrategien zu finden: Wie lassen wir das, was die medizinischen Fakultäten an Wissen generieren und die Erfahrungen in den Praxen in das Kompetenzprofil angehender Pädagoginnen und Pädagogen an unseren Schulen und an den Hochschulen einfließen? Wie erreichen wir Kompetenz, die dann auch zur Verfügung gestellt werden kann in der Begleitung von Eltern?

III.

Ich bin deshalb sehr interessiert an den Impulsen dieses Kongresses, um dann gemeinsam mit den Ländern auch zu überlegen: Wo setzten wir einen zusätzlichen Akzent, der bislang keine Rolle gespielt hat? Wie nutzten wir die Möglichkeiten, die Bund und Länder mit ihrer Zusage von zehn Prozent des BIP für Bildung und Forschung gemacht haben? Wir dürfen

uns nicht immer mit den Beschreibungen und den institutionellen Verfasstheiten aufhalten, die im 20. Jahrhundert relevant waren, sondern wir müssen jetzt die Voraussetzungen schaffen für das, was im 21. Jahrhundert von Bedeutung sein wird. Dafür müssen wir die relevanten und tiefgreifenden Veränderungen aufgreifen, die sich in den Lebenswelten der Kinder und Jugendlichen abspielen.

Vielen Dank.